

Lobrede auf Yael Inokai

Paul Jandl

Wer liest, der kommt bekanntlich viel herum. Allerdings behauptet der eine oder andere, dass man heute immer öfter auf den Inseln der Autofiktion landet. In Ich-Erzählungen, die deutlich mit den Lebensgeschichten der Autoren zu tun haben. Es ist schon wahr: Viele Debütanten erzählen der Einfachheit halber von sich. Sie tun das oft in Unkenntnis darüber, dass schon früher und viel besser vom eigenen Ich erzählt wurde. Nicht jeder, der in Berlin-Pankow in den harten Keks seiner Jugend beißen musste, ist schon ein neuer Proust. Weltliteratur ist im Allgemeinen auch deshalb Weltliteratur, weil die Welt drinnen vorkommt und nicht nur die eigene Innenwelt.

Entschuldigen Sie bitte den Ausflug in kulturpessimistische und deshalb überspitzte Missgelauntheit. Dieser Ausflug ist in Wahrheit dazu da, die Laune zu heben. Denn der heutige Abend hat andere Zwecke. Er hat kulturoptimistische Zwecke. Das Werk Yael Inokais, das hier geehrt werden soll, unterscheidet sich nämlich fundamental von gewissen buchbetrieblichen Akzenten. Es entsteht aus jenem immer noch pochenden Herzen, das Kritik an den Zuständen und an der Gesellschaft als fundamentale Aufgabe der Literatur sieht. Yael Inokais jüngster Roman „Ein simpler Eingriff“ - oberflächlich betrachtet, die Geschichte einer Krankenschwester in einer Klinik, in der Operationen am Gehirn von Patientinnen vorgenommen werden - ist eine große Gesellschaftsmetapher. Ein sprachchirurgisches Präzisionsinstrument.

Literatur, wenn sie der Wirklichkeit nicht bloß hinterherschreibt, interessiert sich für Abweichungen. Für jene Details, die aus dem großen Ganzen hervorstechen und es auf

subversive Art unterlaufen. Für Details, die verraten, was am großen Ganzen nicht stimmt. Ich behaupte, dass die Literatur von Yael Inokai genau darauf angelegt ist: mehr zu sehen. Mehr zu sehen und das Gesehene in einer Sprache abzubilden, die den Blick mit ihren eigenen Mitteln noch einmal schärft.

Yael Inokais jüngster, ihr großer Roman „Ein simpler Eingriff“ ist eine Geschichte über Abweichungen. Weil hier die tiefgründige Frage, was eigentlich Normalität ist, auf vielen Ebenen behandelt wird, muss es auch um die Frage gehen, was nicht normal ist. Michel Foucault hat in seinem Werk nachgezeichnet, wie sehr die Definition von geistiger Normalität mit Fragen der Macht verschränkt ist. Wie sehr die Selbstdefinitionen einer Gesellschaft dadurch gekennzeichnet sind, wen sie definatorisch in sich einschließt und wen sie ausschließt. Ironischerweise schließt die sich als normal definierende Gesellschaft die Ausgeschlossenen dann wieder ein: sie kommen in psychiatrische Anstalten.

Ob die Klinik, um die es in „Ein simpler Eingriff“ geht, eine solche psychiatrische Anstalt ist, wird nicht genau gesagt. Es ist auch nicht weiter wichtig, denn dieser Roman verzichtet zugunsten des Parabelhaften auf allzu deutliche Konkretion. Weder gibt es Ortsnamen noch ist die Handlung zeitlich einzuordnen. Auch die Form des Eingriffs in die Gehirnregionen selbst bleibt weitgehend unklar. Er findet unter örtlicher Narkose statt und geht offenbar ziemlich rasch vonstatten. So wie der Roman das beschreibt, ist man an das Verfahren der Lobotomie erinnert, das bis in die fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts als psychochirurgische Methode angewandt wurde. Yael Inokai hat sich in ihrem Buch nicht für einen Realismus entschieden, in dem der Klinikalltag möglichst detailgetreu abgebildet werden soll. Es geht nicht um ein genau festgelegtes Hier und Heute, sondern um eine psychologische Metapher, die das Hier und Heute aus der Distanz, aber dafür umso genauer beschreibt.

Wir sind mit Yael Inokais Roman immer deutlich bei Michel Foucault. Nach seiner Sicht definiert die Gesellschaft den Wahnsinn als Abweichung von der Wirklichkeit. Der Wahnsinnige lebt gewissermaßen im Irrtum, was diese Wirklichkeit betrifft. Mit diesem Irrtum zerbricht auch seine Identität. Im Roman gibt es zu dieser Frage zwei dramatische Sätze. Der eine lautet: „Die meisten, die ich pflegte, hatten diese Überzeugung: Ich war einmal ganz.“ An anderer Stelle heißt es: „Die Vergangenheit war ein Zustand, ein Ort, so unbeschadet, dass er einer Übertragung in die Wirklichkeit wohl kaum standgehalten hätte. Aber ungeachtet dessen wünschten ihn sich alle zurück.“

Das Heile ist das Ganze. Heilung bedeutet, in diesen Zustand der Ganzheit zurückzuführen. Aus der Geschichte der Psychiatrie weiß man, dass die Definition dessen, was das heile Ganze ist, vom gesellschaftlichen Nutzwert der Menschen abhängt. Aus Patienten wieder brauchbare Menschen zu machen, ist Aufgabe der Psychiatrie. Eine Erzählspur bei Yael Inokai nimmt genau dieses Thema auf. Da ist die ehemalige Patientin Vera, die als Behandlungserfolg gilt, weil sie nach der Operation mit der Arbeit in der Wäscherei halbwegs zurande kommt. Eine andere Patientin mit Namen Marianne wird von ihrer bourgeoisen Familie gewissermaßen aussortiert, weil ihre Verhaltensauffälligkeit im eigenen Haus als kompromittierend gilt.

„Ein simpler Eingriff“ ist ein Roman über Innenwelten und Außenwelten. Man kann das im engen psychologischen Sinn, aber auch im soziologisch-räumlichen Sinn sehen. Es gibt Außenseiter. Über das Wort Außenseiter sollte man einmal nachdenken, weil das Deutsche kein Pendant dazu kennt. Den *Innenseiter* gibt es nicht. Vielleicht deshalb, weil die, die ohnehin dazugehören, nicht eigens benannt werden müssen. Die Macht des Kollektivs stellt den Einzelnen, der dazugehört, unter Schutz. Er muss sich für seine Eigenschaften nicht rechtfertigen. Der Außenseiter muss das.

Yael Inokai und ihre erzählerischen Stimmen haben ein überaus feines Sensorium für Grenzziehungen innerhalb der Gesellschaft. Im Roman „Ein simpler Eingriff“ ist es die Ich-Erzählerin und Krankenschwester Meret, deren adaptive Gefühlsleistung fast bis zur Selbstaufgabe geht. Sie kann sich in die Menschen einfühlen, weil sie jeden um sich herum als Mensch erkennt und anerkennt. Selbst der Arzt, der die Eingriffe am Gehirn der Patientinnen vornimmt, und es sind bezeichnenderweise nur Patientinnen, kann sich von Meret verstanden fühlen. Ihre Übersetzungsleistung ist empathisch. Wer übersetzt, ist auch ein Spezialist für Unterschiede. Meret sieht die Grenzlinien zwischen den Systemen genau. Sie erzählt in einer *beobachtenden Sprache*, wenn man das so nennen kann, und diese beobachtende Sprache kulminiert aufs Schönste an jener Stelle des Romans, die auch seine privateste ist. Ganz langsam wächst im Schwesternwohnheim die Zuneigung zwischen Meret und Sarah. Zwischen zwei Kolleginnen, die sich ein Zimmer teilen, aber nicht den Tagesplan. Wenn die eine schläft, arbeitet die andere, und umgekehrt. Das sind geradezu kosmologische Grundvoraussetzungen. Die Begegnungen nur in den Tagesrandzonen geben dieser Liebe Zeit und dem Roman die Möglichkeit, seine Sprache mit den Gefühlsfortschritten stets neu zu kalibrieren. Im wechselseitigen Näherkommen kommt auch das Objektiv der Sprache immer näher. Selten wurde so schön über etwas geschrieben, das beim Zugriff durch Kunst für gewöhnlich alle Natürlichkeit verliert.

Die Geschichte zwischen Meret und Sarah stellt im Roman eine Peripetie dar. Einen Kipppunkt, der offenbart, was der Leser schon länger ahnt: Hier sind alle Außenseiter. Es gibt heimliche Liebende und stigmatisierte Patienten. Meret hat eine aufregend verrückte Schwester, die Patientin Marianne einen Bruder, der sich als einziger aus der Familie auf ihre Seite schlägt. In Wahrheit, so muss man annehmen, ist die Sache umgekehrt: Das Verrückteste im ganzen Roman ist die stählerne Rationalität des Arztes, der dafür sorgen will,

dass die Patienten wieder normal werden. Es gibt kein Normalnull des Individuums, das will der Roman sagen. Er hat ein Happy End, das dystopisch verbrämt ist. In „Ein simpler Eingriff“ findet sich der Satz: „Hoffnung ist gefährlich. Ich hatte schon erlebt, wie sie Menschen letzten Endes in die Verzweiflung trieb. Trotzdem gibt es keine Alternative zu ihr.“

Yael Inokais Literatur erzählt von der Komplexität des gesellschaftlichen Gefüges. Starr sind die Gesetze der Macht, aber die Position, die jeder Mensch für sich einnimmt, bleibt volatil. Im Debüt „Storchenbiss“ hat die Autorin ihre Figuren in einem existenziellen Schwebezustand gezeigt. Die Traumatisierung als Fluchtpunkt zeigt sich auch in ihrem zweiten Roman „Mahlstrom“. Hier geht es um einen Selbstmord und um die Frage, wer worüber wie erzählt. Was ist eine Geschichte, und steckt nicht schon in allem Erzählen eine Lüge? In „Mahlstrom“ hat Yael Inokai mit der Sprache das Leben ihrer Figuren abgetastet und ihnen eine großartige Plastizität gegeben. Wer so schreiben kann, der hat eine Ahnung von der Wahrheit, und er weiß gleichzeitig, dass Literatur immer nur ein Verfahren der Annäherung an diese Wahrheit ist. Der Schriftsteller ist kein Chirurg, seine Operation kein simpler Eingriff.

Um noch einmal Yael Inokai zu paraphrasieren: Wer verzweifelt auf gute Literatur hofft, der hofft nicht vergebens, so lange es Autorinnen wie sie gibt. Ich freue mich über und für sie. Der Clemens-Brentano-Preis der Stadt Heidelberg ehrt sich selbst, in dem er Yael Inokai ehrt. Vielen Dank!